

Leseprobe aus:  
**Amira Ben Saoud**  
**Schweben**



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© 2025 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien







Amira Ben Saoud

# **Schweben**

Roman

Paul Zsolnay Verlag

Mit freundlicher Unterstützung der Kulturabteilung  
der Stadt Wien



Die Autorin erhielt für die Arbeit an diesem Roman 2021/22 das  
Hans-Weigel-Literaturstipendium des Landes Niederösterreich  
und 2021 ein Projektstipendium für Literatur der Stadt Wien.

1. Auflage 2025

ISBN 978-3-552-07520-7

© 2025 Paul Zsolnay Verlag Ges.m.b.H., Wien

Satz: Nele Steinborn, Wien

Autorinnenfoto: © Erli Grünzweil

Umschlag: Anzinger und Rasp, München

Motiv: KI-generiert/Midjourney

Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany



MIX  
Papier | Fördert  
gute Waldbnutzung  
FSC® C014496

# **Vorspiel: Drinnen**



Sasha saß an eine Fichte gelehnt auf dem Waldboden und nestelte an ihrer Waffe herum. »Lass das«, ermahnte sie Luis. Aber Sasha hörte nicht auf ihn oder hatte ihn nicht gehört. »Sash«, rief Luis und schlug ihr mit dem Handrücken leicht gegen die Schulter. »Ist eh nicht geladen«, nuschelte Sasha. Sie hielt die Augen fest geschlossen. »Bist du verrückt«, fuhr er sie an, »was ist, wenn wir unsere Pflicht tun müssen?« Sasha öffnete die Augen, nur um sie zu verdrehen.

Noch nie war es vorgekommen, dass die Pflicht getan werden musste; so nannte man die Order, jeden, der sich den Grenzen der Siedlung von außen näherte, sofort zu erschießen. Und es würde nicht vorkommen, war Sasha sich sicher. Niemand wollte in diese Siedlung. Das System, das behauptete, das hier wäre einer der wenigen schönen, lebenswerten Orte auf der Welt, log doch. Wenn es so wäre, müsste es doch irgendwann einmal jemand, der sich nach einem besseren Leben sehnte, probieren. Tat aber keiner. Wahrscheinlich war es in den anderen Siedlungen viel schöner, also gab es für ihre Bewohner gar keinen Grund auszuwandern, dachte Sasha.

Es war aber nicht der Neid, der sie an das Draußen und seine Bewohner denken ließ, sondern die Neugier. Sie wollte nur gerne mal einen von ihnen sehen. Wenn die Lastwägen, die die Waren zwischen den Siedlungen hin- und hertransportierten, kamen, setzte sie sich manchmal auf einen der Hochstände und versuchte durch ihr Fernrohr die Gesichter der Fahrer auszumachen, aber bevor sie etwas erkennen hätte können, verschwanden die Lastwägen schon im Stützpunkt. Also blieb ihr



nichts anderes übrig, als sich auszumalen, wie die Menschen aus den anderen Siedlungen wohl aussahen. Jene, die daher stammten, wo das Eisen produziert wurde, stellte sie sich mit besonders harten Zügen vor, die, die mit Öl handelten, irgendwie schmierig, die mit der Kohle verstaubt, und die mit den Medikamenten trugen immer weiße Kittel und Brillen. Natürlich wusste Sasha, dass das Unfug war, aber ihrer Fantasie war das egal. Sie schaute Richtung Grenze, sah aber nur die Umrisse der Bäume in der Dunkelheit.

»Drehen wir halt eine Runde«, sagte sie endlich zu Luis. Sie wartete gar nicht auf seine Antwort und ging voran. Nach wenigen Minuten blieb sie plötzlich stehen. Luis, der seine Augen nie dort hatte, wo sie sein sollten, lief direkt in Sasha hinein. »Jetzt pass doch mal auf«, sagte sie und drehte sich zu ihm um, um ihn böse anzufunkeln, doch die beiden blendeten einander nur mit ihren Stirnlampen. »Wieso bleibst du denn stehen«, schimpfte Luis.

»Sei mal still, hörst du das nicht«, flüsterte Sasha aggressiv.

Und wirklich, auch Luis vernahm nun Geräusche. Sofort brachte er seine Waffe in Anschlag. Sasha hatte ihr nutzloses Gewehr lässig umgehängt. Sie hatte kein schlechtes Gewissen. Luis war zwar im Allgemeinen unglaublich tollpatschig, hatte aber eine Begabung für zielgenaues Schießen. Wenn die dreißig Schuss aus seiner Waffe gegen welche Gefahr auch immer nicht ausreichen würden, dann täten es sechzig auch nicht.

Sie schlichen weiter, bis sie in einiger Entfernung zwei Gestalten bemerkten – und auch sie waren den Gestalten aufgefallen. Nach einer Sekunde absoluter Stille, in der beide Parteien einander studierten, sprinteten die beiden Gestalten davon.

»Stehen bleiben«, schrie Luis und gab einen Warnschuss ab. Sasha lief ihnen hinterher, sie war sich sicher, dass es sich nicht um Eindringlinge von draußen handelte, nein, sie hatte eine viel schlimmere Ahnung. Nach einigen Minuten kam sie völlig außer Atem zurück. »Hab sie verloren«, hechelte sie. Luis stand nun da, wo die beiden Gestalten zuvor gestanden hatten, kreidebleich. Er ließ das Licht seiner Stirnlampe langsam über den Boden gleiten. Da lag ein Mensch, nachlässig mit ein paar Ästen bedeckt. Ein leichtes Röcheln verriet, dass er noch lebte. Sasha kniete sich hin und begann den fast nackten und schwer geschundenen Körper vom Astwerk zu befreien. Kein schöner Anblick. Es mussten mehrere gewesen sein, die das angerichtet hatten. »Sollen wir einen Arzt holen?«, versuchte es Luis.

Sasha hatte mit ihrer Befürchtung recht gehabt. Ihr schlug das Herz bis zum Hals, sie konnte nicht antworten. Das linke Auge des Buben war zugeschwollen und blutunterlaufen, mit dem anderen versuchte er zu fokussieren, suchte ihren Blick. Sie hatte ihn schon einmal irgendwo gesehen, wo war das nur gewesen? Als sie ihm mit ihrer Hand über die Haare streichelte, vermengte sich verkrustetes Blut mit frischem. Das Röcheln wurde leiser, hörte aber nicht ganz auf.

»Verdammt Scheiße«, sagte Luis und, nachdem er kurz auf und ab gegangen war, »ich hole Verstärkung.« Er wollte schon loslaufen. »Warte«, sagte Sasha, stand auf und ging einen Schritt zurück. Sie hatte entschieden. »Mach die Augen zu, wenn du willst.« »Was? Wieso?«, fragte Luis, tat aber schon, was sie sagte. Sasha nahm ihr Gewehr und holte aus. Mit der schönen Schulterstütze aus Holz schlug sie, so fest sie konnte, auf den Kopf des Jungen. Es knackte, dann war Ruhe. »Du hast ihn umgebracht«,

flüsterte Luis. Und als wüsste Sasha nicht, was sie gerade getan hatte, setzte er ein »das ist Gewalt!« hinterher, das unfassbar unbeholfen klang.

Sasha sammelte sich, dann sagte sie: »Hör mir gut zu. Was du gerade gesehen hast, war keine Gewalt, sondern das Gegenteil davon. Es war ein Gefallen, er hätte nicht überlebt.« Es war eine glatte Lüge, man hätte ihn wohl retten können, aber was der Bursche dann bei den Behörden erzählt hätte, hätte sie alle in Gefahr bringen können. Selbst wenn er nichts erzählt hätte – sein Zustand allein sprach bereits gefährliche Bände. »Aber ...«, sagte Luis, Tränen in den Augen. »Reiß dich zusammen«, zischte Sasha. »Egal, was hier wirklich passiert ist, sie werden es uns anhängen. Sie werden sagen, dass wir es waren, die ihn totgeprügelt haben. Dann müssen wir ins Exil! Willst du ins Exil? Willst du sterben, Luis? Was würden deine Eltern sagen? Deine kleine Schwester?« Sie zog alle Register, bald würde sie nicht nur Luis, sondern sogar sich selbst davon überzeugt haben, dass es richtig war, was sie getan hatte. Luis begann langsam zu nicken. »Du erzählst es niemandem, ja?«, fragte sie. »Ich erzähle es niemandem«, antwortete er. »Gut, Luis, alles gut. Schick mir Anouk. Sie soll Schaufeln bringen. Und dann gehst du nach Hause und vergisst das.« Nachdem Luis sich umgedreht hatte, reckte es Sasha.

Anfangs war es nur eine Art Zeitvertreib gewesen, eine Form von Mutprobe, der Kitzel, etwas Verbotenes zu tun. Man war vorsichtig an die Sache herangegangen, hatte einander nur dort verletzt, wo man es kaum sehen konnte, oder an Stellen, die durch kleine Unfälle, wie vom Rad fallen, leicht zu erklären waren. Aber das Spiel hatte sich schnell verbreitet, und je mehr

Jugendliche es spielten, desto mehr Gruppen bildeten sich. Jede schwor auf eine andere Form der Gewaltausübung und verschrieb sich ihrer Perfektionierung. Die einen verwendeten Unterlagen. Man legte einander zum Beispiel Schneidbretter auf den Bauch, bevor man auf jemanden eindrosch. So sollten sich die Spuren der Gewalt besser verteilen, weniger eindeutig zuordenbar sein. Andere arbeiteten mit nassen Handtüchern, die sie sich um die Fäuste wickelten, bevor sie einander schlugen, wobei sie das Gesicht aussparten, und wieder andere verwendeten Wachs, das sie einander auf die Körper träufelten.

Gemein war allen das Ritualhafte, die Disziplin, die es dafür brauchte. Trotzdem musste man schon sehr naiv sein, um nicht vorauszusehen, dass irgendwann nicht mehr die Jugendlichen die Gewalt als Instrument benutzen würden, sondern die Gewalt sie. Dass diese Spielchen aus dem Ruder laufen würden, dass jemand übermütig werden und es zum Äußersten kommen würde. Es war nicht leicht, jemanden nicht umzubringen, wenn man schon einmal dabei war. Sasha war das immer klar gewesen, und deswegen hatte sie nur ganz am Anfang mitgemacht und aufgehört, noch bevor sie in die falschen Kreise geriet oder süchtig werden konnte. Sasha war eine vernünftige junge Frau. Trotzdem lag nun die erste Leiche zu ihren Füßen, wurde zu ihrer Verantwortung. Luis hatte keine Ahnung von den Gewaltspielen. Er war noch ein bisschen zu jung, um eingeweiht zu werden. Er konnte einfach weggehen, während Sasha ihr Wissen hier festhielt.

Anouk kam immerhin schnell, sie brauchte keine Viertelstunde und brachte zwei Schaufeln. Sie hatte Tränen in den Augen und zitterte am ganzen Leib, schwächelte dann beim

Graben, tat es halbherzig und viel zu langsam. »Meine Güte«, sagte Sasha. Sie gruben weiter, bis Sasha ein Geräusch hörte und sich panisch umdrehte. »Es ist nur Juri«, sagte Anouk.

Der hatte Sasha gerade noch gefehlt. Juri versuchte die Lage einzuschätzen und nahm dann mit einem leichten Kopfschütteln, das er sich nicht verkneifen konnte, Anouk die Schaufel aus der Hand. Anouk fuhr ihn an: »Kannst du irgendetwas sagen ...« Sasha unterbrach sie: »Wieso hast du ihn dazugeholt, er wollte von Anfang an nicht dabei sein.« »Weil er mein Freund ist«, sagte Anouk. »Weil er mein Freund ist«, äffte Sasha sie nach. Anouk verschränkte die Arme. »Komm, geh nach Hause, ich mach das schon«, sagte Juri zu ihr. Warum musste er immer so gönnerhaft klingen, dachte Sasha. Anouk drehte sich beleidigt um und stapfte davon.

Nun gruben Juri und Sasha. Sie kamen schnell voran, weil alles, was die beiden zusammen taten, den Charakter eines Wettbewerbs hatte. So war es immer gewesen. Als die gewünschte Tiefe erreicht war, zogen sie den leblosen Körper ins Grab und begannen, es wieder mit Erde zuzuschütten. Die zwei flüchtigen Gestalten, die für die Beseitigung dieses ersten Opfers zuständig gewesen waren, hatten immerhin eine gut versteckte Stelle ausgesucht, auf die die Siedlungsbewohner bei ihren Spaziergängen nicht so leicht stoßen würden. Ob die Nächsten so klug sein würden, bezweifelte Sasha; sicher war sie sich, dass es Nächste geben würde. Nachdem sie das Grab mit Ästen bedeckt hatten, standen sie da, ohne etwas zu sagen, bis es langsam unangenehm wurde.

»Wir waren das nicht, nur dass das klar ist«, fing Sasha an, obwohl das nur die halbe Wahrheit war. Zwar waren sie nicht

an dem Spiel beteiligt gewesen, das den Burschen so zugeordnet hatte, sein Tod ging aber auf ihre Kappe. Das musste Juri aber nicht wissen. Sein abschätziges »Ich will es eigentlich gar nicht wissen« hätte er sich trotzdem sparen können. »Was willst du hören?«, fuhr Sasha ihn an.

»Nichts will ich hören. Kriegt das einfach unter Kontrolle«, antwortete er, obwohl er genau wusste, dass es dafür längst zu spät war.

»Ich kenne den Burschen nur vom Sehen, ich weiß nicht einmal, in welcher Gruppe er war, ob er überhaupt in einer Gruppe war. Es hat sich komplett verselbstständigt, sie machen es jetzt überall. Wenn sich das häuft, dann kommt es raus, und dann sind wir alle dran – du auch.«

»Ich hab doch nicht mal mitgemacht!«, sagte Juri etwas enttäuschter, als er es vorgehabt hatte.

»Ja, aber dagegen hast du auch nichts getan.«

»Was hätte ich denn ... Sag mal, drohst du mir jetzt?«

Nein, drohen wollte sie ihm nicht. Außerdem wusste sie, dass es sinnlos war, sich gegenseitig Vorwürfe zu machen. Ihre Wut, die ja nicht einmal Juri galt, schlug plötzlich in Verzweiflung um. Sie versuchte durchzuatmen, aber da kamen ihr schon die Tränen. Juri wurde sofort weich. Er legte seinen Arm auf ihre Schulter: »Sash, sie können uns nicht alle exilieren, wie sieht denn das aus? Und wenn sie jemanden exilieren, dann werde das nicht ich sein, und du wirst es auch nicht sein. Dafür sind wir doch zu klug, hm? Dreh mal nicht durch!«

Sasha musste lachen. Auch Juri lächelte, obwohl ihm nicht gerade danach war.



**Eins**





Der Trick besteht darin, die Finger aus den kleinen Handback-  
öfen herauszuziehen, genau bevor der Schmerz einsetzt. So-  
bald man nur den leisesten Anflug von Wärme spürt, geht es  
um Zehntelsekunden. Reagiert man nicht rechtzeitig, verwan-  
delt sich die Wärme in einen brennenden Schmerz, der von  
den Fingerspitzen aus den ganzen Körper durchfährt.

Ich war wieder nicht schnell genug gewesen, Merve war es  
nicht entgangen. Ihr rechter Mundwinkel verzog sich zu einem  
kleinen, fiesen Lächeln. Sie sagte nichts, ich sagte nichts. Ihre  
Hündin saß wie immer in ihrem Körbchen und schaute mich  
aus ihren verspiegelten Knopfaugen herablassend an.

Wir waren erst bei der ersten Gelschicht, es würde noch  
lange dauern. Zuerst werden die einzelnen Finger in spitz zu-  
laufende Schablonen eingeklebt, dann wird die erste Schicht  
Gel aufgetragen, die man zur Aushärtung in die kleinen Ge-  
räte steckt. Nach der Aushärtung wird gefräst und gefeilt, mit  
der Maschine und händisch, manchmal bis das Nagelbett blu-  
tet. Dann wird die brennende Tinktur daraufgeträufelt, die die  
Blutung stoppt, worauf die nächste Schicht Gel und das nächs-  
te Aushärten folgen, und wenn man nicht schnell genug ist, der  
nächste stechende Schmerz. Ein schrecklicher Zyklus.

Vor dem Termin bei der Maniküre waren meine Nägel abge-  
bissen gewesen wie die von Ona, weil es bei meiner Arbeit um  
diese Art von Details geht. Ja, man muss auch die Intonation,  
die Wortwahl, die Bewegungen, Mimik und Gestik der Person,  
die man darstellt, beherrschen; zuerst muss aber das Aussehen

stimmen. Unreine Haut und schuppende Haare oder glatte Haut und ein glänzender Schopf, perfekte Maniküre oder abgebissene Nägel. Niemand kann sich der Oberfläche entziehen.

Normalerweise hätte ich meine Nägel einfach wachsen lassen, bis sie so lang gewesen wären wie die der Frau meines potenziellen neuen Klienten, aber das hätte mindestens einen Monat gedauert. Diese Zeit hatte ich nicht; ich musste schnell zu überzeugenden Ergebnissen kommen. Gil, der mir geschrieben hatte, weil »ich ihm vielleicht helfen könnte«, war ungeduldig.

Das Entsetzen stand ihm ins Gesicht geschrieben, als er mich zum ersten Mal sah. Er konnte sich nicht vorstellen, wie aus mir, die ich noch Ona war, jemals seine Frau Emma werden sollte. Oberflächlich hätte der Kontrast zwischen Ona und Emma auch kaum größer sein können. Emma war Perfektion. Zumindest auf den Bildern, die mir Gil geschickt hatte. Nicht so sehr im Sinne von Schönheit, obwohl sie gut aussah. Perfektion im Sinne des Gegenteils von Schlampigkeit, die Ona verkörperte. Onas Haare zum Beispiel waren trocken, die rote Färbung fast schon rausgewachsen – mühsam muss man diesen durch Nachlässigkeit erreichten Zustand künstlich herstellen –, während Emma einen dunkelblonden, kinnlangen Pagenschnitt trug, bei dem jedes Haar so geschniegelt war, als hätte es ein Bewusstsein darüber, dass es Teil einer Frisur war.

Ona war abgemagert, Emma dagegen schlank, aber prall. Es würde mir Disziplin abverlangen, diesen Körper zu meinem zu machen, aber die eigentliche Arbeit würde erst danach beginnen. Ich musste nicht nur herausfinden, wer Emma war, sondern wer sie für Gil war. Was hatte Emma, was hatte diese

kaputte Beziehung ihm gegeben, dass er sie in Form eines Rollenspiels wiederauferstehen lassen wollte?

Dass mich Klienten beim Erstkontakt fast schon abschätzig vermaßen, wie auch Gil es getan hatte, konnte mir nichts mehr anhaben. Ich war diese Blicke gewohnt. Seit mehr als einem Jahrzehnt wurde ich so angesehen. Seit mehr als einem Jahrzehnt tat ich nichts anderes, als mich in andere Frauen zu verwandeln und ihre Rollen einzunehmen. Diesen Beruf, den ich für mich erfunden hatte, nannte ich »Begegnungen«, und ich war gut darin. Ich hatte also keine Zweifel, dass ich schon bald eine passable Emma abgeben würde.

Nach dem Termin bei Merve ging ich in den zweiten Stock des Komplexes, wo man die Kleidung kaufen konnte, ging von Geschäft zu Geschäft und strich über die Kleider, Hosen und Röcke aus Viskose, die in der Siedlung hergestellt wurden. Mir fielen ein paar Stücke ins Auge, die Emma wohl gefallen hätten. Ich kaufte aber nichts.

